

Ulrich Greiner

Laudatio Kurt Wolff Preis 2012 (Es gilt das gesprochene Wort).

Sehr geehrte Damen und Herren,
liebe Freunde,

es ist mir eine große Ehre, die Laudatio zum Kurt Wolff Preis 2012 halten zu dürfen, und ich freue mich, dass die Jury eine so kluge Wahl getroffen hat. Der Wunderhorn Verlag und die Zeitschrift BELLA triste, sie sind beide hervorragende Beispiele für die nach wie vor erstaunliche Vielfalt unserer Verlags- und Literaturszene. Diese Vielfalt zu fördern und zu erhalten, ist ja das Ziel der Kurt Wolff Stiftung, und es ist unbestreitbar, dass sie dabei eine bedeutende, verdienstvolle Rolle spielt. Dies umso mehr, als sich diese Vielfalt keineswegs von selbst versteht. Wir können beobachten, dass sich die Buchbranche ständig ändert, sie verändert sich immer schneller, und nicht zu ihrem Vorteil. Sie tut das, jedenfalls meinem Eindruck nach, in der Regel ausgesprochen ungern, aber sie sieht sich dazu gezwungen, und zwar aus Gründen, die Sie vermutlich alle hier kennen.

Das Internet, die neuen Kommunikationsmedien sind uns selbstverständlich geworden, wir profitieren davon, aber sie revolutionieren viele Dinge, die uns lieb und teuer sind. Ich nenne nur die gute alte Buchhandlung, deren Rolle als zentrale Vermittlerin zwischen Verlag und Leser seit einiger Zeit sichtbar bedroht ist, vor allem natürlich durch die Online-Dienste. Diese Bedrohung betrifft keineswegs nur die kleinen Buchhandlungen, im Gegenteil: Es scheint so, als würden die Buchhandelskonzerne noch mehr darunter leiden. Wir alle haben mit tiefer Trauer davon Kenntnis nehmen müssen, dass die Thalia-Kette ernsthafte Probleme hat. Der Wunderhorn Verlag zum Beispiel, dessen Bücher dort bekanntlich massenhaft Absatz gefunden haben, wird das sicherlich sehr bedauern.

Eine andere, nunmehr gefährdete Errungenschaft ist das Recht am geistigen Eigentum. Dass der Kommunikationsträger Buch nicht mehr auf das Papier allein angewiesen ist, mag man ja begrüßen, und ob der Verlag seine Bücher als Druckerzeugnis oder als Datei verkauft, macht vielleicht keinen großen Unterschied. Kenner versichern mir jedoch, dass eine Datei, und sei sie rechtmäßig erworben und bezahlt, nahezu beliebig vervielfältigt werden kann, sobald sie in den Datenstrom eingespeist ist. Technische Schutzmittel verhindern das keineswegs. Es verhält sich damit offenbar wie mit Fahrradschlössern: Wer sich auskennt, kriegt jedes Schloss auf. Und ich sehe zu meinem Erstaunen und Bedauern, dass es immer mehr Menschen gibt, die das Klauen von Fahrrädern schärfer verurteilen als das Klauen geistigen Eigentums – was sicherlich damit zu tun hat, dass es mehr Menschen gibt, die ein Fahrrad besitzen, als solche mit Urheberrechten.

Es sind aber nicht allein die technischen Innovationen, die der Buchbranche zu schaffen machen, es sind auch die veränderten Lesegewohnheiten. Erlauben Sie mir dazu einen kleinen historischen Rückblick. 1966 erschien der erste Roman von Peter Handke „Die Hornissen“; im selben Jahr der erste Lyrikband von Ernst Jandl „Laut und Luise“; 1969 der erste Roman von Gert Jonke, der „Geometrische Heimatroman“; im selben Jahr „Die Verbesserung von Mitteleuropa“ von Oswald Wiener; und 1972 erschien der erste Roman von Gerhard Roth „die autobiographie des albert einstein“.

Alle diese Autoren sind danach mehr oder weniger berühmt geworden, einige haben Bestseller geschrieben. Und jetzt nenne ich Ihnen die Verlage, in denen diese Bücher erschienen sind: Suhrkamp, Walter, noch einmal Suhrkamp, dann Rowohlt und S.Fischer. Und wenn Sie sich diese Bücher anschauen – einige von Ihnen werden sie in Erinnerung haben –, dann werden Sie sehen: Es sind, verglichen mit heutigen Neuerscheinungen, ausgesprochen verwegene, äußerst experimentierfreudige Texte, man kann auch sagen: sie sind leserunfreundlich, schwierig. Und ich behaupte: Keines dieser Bücher, Erstlingswerke völlig unbekannter Autoren, würde in den genannten Verlagen heute noch veröffentlicht, mit Ausnahme vielleicht (vielleicht!) von Suhrkamp und abgesehen davon, dass es den Walter Verlag nicht mehr gibt.

Ich zögere, den Verlagen daraus einen Vorwurf zu machen. Die Bedürfnisse des sogenannten Lesers haben sich verändert. Der Gedanke, die Lektüre eines neuen Romans sei eine Aufgabe, die mit geistiger Konzentration oder gar Anstrengung verbunden ist, diese Vorstellung ist heute nicht mehr sehr verbreitet. In den genannten Jahren gab es den unausgesprochenen Konsens, ein Buch sei umso eher der wahren Literatur zuzurechnen, je schwieriger es sei, und ich erinnere mich daran, dass ich an einem heißen Sommertag an einer Frankfurter Kiesgrube lag und mich an der „Verbesserung von Mitteleuropa“ abmühte, von der ich so gut wie nichts verstand. Ich war ebenso ratlos wie begeistert, und es war klar, dass ich das Buch gelesen haben musste, denn alle redeten davon.

Ich sage damit nicht, gute Literatur müsse unverständlich sein. Aber das Gegenteil trifft noch weniger zu. Bei vielen Neuerscheinungen der vergangenen Jahre sah ich mich an den alten Journalisten-Kalauer erinnert: „Das bisschen, was ich noch lese, schreib ich mir selber.“ Nicht selten hat man ja das Gefühl, man hätte einige dieser Selbstentdeckungsbücher und Befindlichkeitsromane auch selber schreiben können, hätte man nur Lust dazu gehabt. Immerhin mag es ja die Aufgabe der Literatur sein, uns Bücher zu liefern, die selber zu schreiben wir mangels Zeit nicht hinkriegen, aber das wäre ein Literaturbegriff, der mich nicht sehr begeistern könnte.

Einen völlig anderen Literaturbegriff finde ich in der Zeitschrift BELLA triste. Ich habe den Eindruck, die erwähnte Frage, ob ein Text schwierig sei oder nicht, komme der Redaktion überhaupt nicht in den Sinn. Nicht das vermutete Leserbedürfnis ist das Kriterium, sondern einzig die Frage, ob ein Text seinen eigenen Ansprüchen genügt, ob er seiner inneren Logik folgt. Das ist ja, genau genommen, das einzig stichhaltige literarische Kriterium, wobei klar ist, dass die Texte, die am Ende gedruckt werden, sowohl durchsichtig als auch opak sein können, verspielt oder verrätselt, eingängig oder widerspenstig.

Weil aber dieses Kriterium nicht objektiv sein kann, weil die Redaktion nicht nach Art eines technischen Überwachungsvereins funktionieren kann, bilden die Hefte immer auch den Geschmack und die Vorlieben der Redakteure ab. Und da muss man sagen, dass BELLA triste mit ihren Redakteuren offenbar Glück gehabt hat. Denn hier wurden Autoren schon gedruckt, als sie wenig bekannt oder gänzlich unbekannt waren, Mariana Leky etwa, die wir gleich im ersten Heft finden, oder Tilman Rammstedt, Ricarda Junge, Julia Schoch, Nina Jäckle, Nico Bleutge. Schön ist, dass die Redaktion immer auch Autoren um Beiträge bittet, die schon arrivierte sind. In den ersten Heften lesen wir Marcel Beyer, Silke Scheuermann oder Daniel Kehlmann. Und zu diesen frühen Beiträgern gesellen sich dann Ann Cotten und Nora Gomringer,

Nadja Küchenmeister und Marion Poschmann, Monika Rinck und Judith Schalansky.

Alles sind sie Autorinnen, die inzwischen Rang und Namen haben. Ist es ein Zufall, dass mir überwiegend die Frauen auffallen? Ich glaube nicht, schon länger kann man beobachten, dass in der Belletristik der weibliche Anteil zunimmt. Insofern bildet BELLA triste nur ab, was der Fall ist. Auch sonst zeigt die umfangreiche Liste der Autoren, dass die Zeitschrift keiner literarischen Ideologie folgt. Sie vertritt keine Schule, jedenfalls habe ich keine entdeckt. Ihre Prinzipien scheinen Neugier und Offenheit zu sein, und hinter allem steht ein mir besonders sympathischer Gedanke: Literatur, die den Namen verdient, also Literatur im emphatischen Sinn, muss etwas anderes sein als das tausendfach Hingeschriebene, das um Verständnis bittet und nichts als Verständlichkeit bietet. Dafür ist schließlich jene Branche zuständig, aus der ich komme, dafür brauchen wir Literatur letzten Endes nicht.

Literatur hat mit Sprache zu tun, und das Nachdenken über dieses Basiswerkzeug gehört zu ihren Voraussetzungen. Ich finde es interessant, dass einige Autoren von BELLA triste dort weiterdenken, wo Oswald Wiener vor rund 40 Jahren nachgedacht hat, denn „Die Verbesserung von Mitteleuropa“ ist ja vor allem ein sprachphilosophisches Werk, ein Buch des tiefen Zweifels an der Sprache und auch des spielerischen, experimentellen Umgangs mit der Sprache. Diese Freude am Nachdenken und Ausprobieren findet man in BELLA triste wieder, und das ist durchaus anspruchsvoll. Meinethalben können Sie es schwierig nennen.

Und noch etwas fällt auf, wenn man die Hefte in die Hand nimmt: Sie sind schön gemacht. Gerade bei Lyrik ist das Erscheinungsbild nicht gleichgültig. Das Layout der Seiten meidet das Hochfeine, das Stefan-George-hafte ebenso wie das Derbe und Knallige. Eine gewisse spielerische Eleganz verknüpft sich mit der Freude am Experiment. Tilman Grundig ist für seine sorgfältige Gestaltung zu loben. Und die junge Frau, wahrhaft eine „bella triste“, die in vielen Variationen auf dem Titelblatt zu sehen war, hat die Berliner Künstlerin und Illustratorin Silke Schmidt gezeichnet.

BELLA triste nennt sich „Zeitschrift für junge Literatur“, und sie wird verantwortet von einem sechsköpfigen Redaktionskollegium, das nur aus Studenten besteht. Sobald einer der Redakteure oder Redakteurinnen das Examen gemacht hat, scheidet er oder sie aus der Redaktion aus und ein neues Mitglied wird kooptiert. Diese strenge Regel taugt dazu, das Kollegium jung zu erhalten, und es gäbe ja auch keinen materiellen Grund, an seinem Posten festzuhalten, denn alle Redakteure arbeiten ehrenamtlich. Auch Honorare werden nicht gezahlt. Ich füge hinzu, dass die 2001 gegründete Zeitschrift es bis zur Nummer 31 gebracht hat, es erscheinen also drei Hefte im Jahr. Die verkaufte Auflage beträgt etwa 2000 Stück, und man kann sich leicht ausrechnen, dass damit die Kosten nicht gedeckt sind. Institutionen und Stiftungen helfen mit Förderbeiträgen.

Ich hoffe, dass der Kurt Wolff Förderpreis die finanzielle Lage der Redaktion ein bisschen verbessern wird. Aber wichtiger noch als das Geld ist die öffentliche Anerkennung, die mit dem Preis verbunden ist. BELLA triste hat sich in den elf Jahren ihres Bestehens in der literarischen Szene einen Namen gemacht, durch Geschmack, Ausdauer und Leidenschaft für die Sache der Literatur. Die Zeitschrift hat diese Auszeichnung in höchstem Maß verdient, und ich gratuliere ihr dazu ganz herzlich.

Ich halte es für äußerst wahrscheinlich, dass die genannten Avantgardisten von damals, Ernst Jandl oder Gert Jonke etwa, sich in BELLA triste zu Hause fühlen würden. Und sie könnten sich, wenn sie in den Publikumsverlagen keine Heimat fänden, an den Wunderhorn Verlag in Heidelberg wenden, dessen Programm ebenfalls ein intrinsisches Interesse an Literatur verrät, wobei ich hinzufügen will, dass Manfred Metzner Verleger genug ist, um sich nicht zu schämen, falls ihm doch mal ein Bestseller gelingt – wie etwa kürzlich mit der großartigen Streitschrift „Die Krankheit des Islam“ von Abdelwahab Meddeb, die ich aus diesem Anlass gelesen habe und davon begeistert war. Wer immer etwas über die Geschichte des Islams, über seine Höhen und Tiefen, über seinen partiellen Niedergang in die Barbarei wissen will, sollte dieses Buch lesen. Es ist geschrieben von einem überaus gelehrten, gebildeten, auch in der europäischen Philosophie gebildeten Moslem, der am Schicksal und Zustand seiner Religion sichtbar leidet.

Der Wunderhorn Verlag, 1978 von Angelika Andruchowicz, Manfred Metzner und Hans Thill gegründet, trägt seinen Namen zur Erinnerung an Achim von Arnims und Clemens Brentanos Liedersammlung „Des Knaben Wunderhorn“. Die Idee der Namensgebung stammt von Michael Buselmeier, ein Autor der ersten Stunde und einer der wichtigsten deutschen Gegenwartsautoren. Über den Verlag hat der „Zürcher Tagesanzeiger“ mal geschrieben: „Es gibt Verleger, die betreiben ihr Geschäft als eine Art Schatzgräberei: Nicht das Neue suchen sie in ersten Linie, sondern das Aparte, vielleicht das Vergessene und Verschüttete, vielleicht das Verquere und Vorausweisende, jedenfalls aber Präziöse.“

Das ist schön gesagt und auch nicht ganz falsch, aber es verschweigt den politischen, den kritischen Impuls, der den Verlag schon immer angetrieben hat. Metzner wie Buselmeier waren in ihren Anfängen das, was man damals Revoluzzer nannte, Buselmeier im SDS, Metzner bei den Spontis, und beide sind sie kaum einem Streit aus dem Weg gegangen, der sich in Heidelberg, das in diesem Punkt eine erhöhte Reizbarkeit besitzt, vom Zaun brechen ließ. Metzner ist ja einmal gegen den damaligen Oberbürgermeister Zundel angetreten und saß viele Jahre für die Grün-Alternative Liste im Stadtrat.

Man kann die allmähliche politische Transformation des Verlags ziemlich gut am Werk Michael Buselmeiers ablesen. Er nämlich war einer der ersten, die allmählich begriffen, dass die von der Revolte der Studenten ausgelöste Veränderung der Lebensformen – angefangen mit den Jeans und den langen Haaren bis hin zur Befreiung der Sexualität und der Entmachtung alter Autoritäten –, dass dieser Umsturz des Gewohnten im Resultat nichts anderes als eine Modernisierung bedeutete, die dem modernen Kapitalismus freie Bahn schuf, frei von allen Traditionen und Rücksichten. Diese Dialektik von Freiheit und neuer Abhängigkeit erscheint in Buselmeiers Werk als wunder Punkt, als unauflösbares Dilemma, es bildet die Antriebskraft seines Schreibens, es bezeichnet auch die geistige Haltung des Verlags. Die romantische Tradition, an die er mit seinem Namen anknüpft, wird in die Gegenwart übersetzt, in unsere Welt hineingespiegelt, und sie fügt sich in eine „Repoetisierung der Welt“, von der Buselmeier in einem von ihm herausgegeben Buch über die Aktualität der Romantik ausdrücklich spricht.

Diese Repoetisierung findet man in der imponierenden Reihe von Lyrikbänden und Büchern poetischer Prosa, und wahrscheinlich gibt es keinen deutschen Verlag, der

so ausdauernd Gedichte publiziert – ein Genre, das andere Verlage systematisch meiden, weil damit kein Gewinn zu machen ist. Auch der Wunderhorn Verlag macht damit keinen Gewinn, mit Ausnahme seines erfolgreichen deutschen Lyrikkalenders.

Diese Repoetisierung ist aber, und das will ich hervorheben, keineswegs blind für das gesellschaftlich Gewordene, im Gegenteil: Sie verbindet sich mit einem historischen Gedächtnis, und nur so kann sie gelingen. Als Beispiel dafür nenne ich die Wiederentdeckung von Emil Julius Gumbel. Von der Ausbildung her war er Nationalökonom, heute würde man sagen Volkswirt, er arbeitete in größeren Industriebetrieben, war Mitglied der USPD und Pazifist. Bekannt wurde er mit seinen in den zwanziger Jahren erschienenen Schriften zum politischen Mord und zur Parteilichkeit der Weimarer Justiz. Als erster hat er den Terror rechtsradikaler Gruppierungen recherchiert und ausgeleuchtet, er hat nachgewiesen, dass sowohl die Exekutive als auch die Judikative der Weimarer Republik keine Neigung besaßen, diesem Terror nachzugehen und ihn zu bekämpfen. Gumbel hatte deswegen viele Anfeindungen und Zurücksetzungen zu ertragen, gerade auch zu der Zeit, als er außerordentlicher Professor für Mathematik in Heidelberg war. 1940 musste er in die USA emigrieren. Er ist nach Deutschland nur zu gelegentlichen Gastaufenthalten zurückgekehrt. Dass die Universität Heidelberg diesen dunklen Fleck ihrer Geschichte nicht wirklich wahrhaben wollte und will, das war für Manfred Metzner vermutlich ein nicht unwichtiger Nebengrund, Gumbels Bücher neu zu veröffentlichen.

Ich erwähne das Beispiel, um die politisch engagierte Seite des Verlags deutlich zu machen – und seine kämpferische Natur. Es gelingt mir nicht, Manfred Metzner als einen resignativen Melancholiker zu imaginieren, was ja doch recht eigentlich das Kennzeichen des 68er Intellektuellen ist. Im Gegenteil: Die Wunderhorn-Leute erscheinen mir als von Grund auf optimistische, recht bodenständige und auf sichtbare Weise im Heidelberger Gelände verankerte Gesellen. Und zu diesem Gelände gehört ganz offenbar die Nähe zu Frankreich und der Blick über die Grenze. Es ist nämlich so, dass dieser ursprünglich regionale Verlag keineswegs nur deutsche Autoren verlegt, darunter viele namhafte, und erst recht ist er nicht allein die einzige Adresse für Heidelbergensien, sondern er hat schon früh den Blick über den Rhein hinüber riskiert, wobei die Übersetzer Hans und Beate Thill keine geringe Rolle gespielt haben. Ich rede hier zum Beispiel von der Entdeckung des Surrealisten Philippe Soupault, der inzwischen leider nicht mehr lebt, und schon damals, als die Wunderhorn-Leute ihn entdeckten, ein alter Mann war, der ihnen davon abriet, ihn zu publizieren, mit dem Hinweis, alle Verlage, die das versucht hätten, seien untergegangen.

Glücklicherweise hat sich der Verlag nicht davon abhalten lassen und eine Gesamtausgabe vorgelegt. Darunter findet man die wirklich berührende „Geschichte eines Weißen“, eine frühe Autobiografie, die voller Zorn gegen das Bürgertum ist, dem Soupault entstammt; voller Energie, neue Horizonte zu erobern, was dann zur Gründung des Surrealismus führte; und voller Poesie, die zeigt, was für ein Dichter Soupault gewesen ist. Ein Mann, der die Freiheit liebt, wie sie vermutlich nur ein Franzose lieben kann. Einmal schreibt er: „Freiheit, die ich will, Freiheit, an der ich kranke, die mich quält und tötet wie der Durst, nur einmal in meinem Leben würde ich gerne dein Gesicht erblicken.“

Man kommt, wenn man das Buch liest, aus dem Staunen nicht heraus. Man staunt

über den ungeheuren literarischen Reichtum, den Frankreich einst besessen hat. Man liest, dass der junge Soupault, als er einmal in Cabourg Ferien machte, Proust kennenlernte: „Ich begegnete einem seltsamen Mann, der sich abends durch die Säle des Kasinos schleppte. Er war krank, man stellte ihn mir vor, er hieß Marcel Proust. Ich muss sagen, dass ich ihn vor allem erstaunlich fand. Gegen sechs Uhr abends, bei Sonnenuntergang, trug man einen Korbsessel auf die Terrasse des großen Hotels. Man wartete einige Minuten. Dann näherte sich Marcel Proust langsam, einen Sonnenschirm in der Hand. Er wartete noch in der Tür auf das Hereinbrechen der Nacht. Dann war sein Feind, die Sonne, endgültig besiegt. Damals fürchtete er die Sonne noch mehr als den Lärm. Allerdings erzählte man im Hotel bei jeder Gelegenheit, dass Herr Proust fünf Zimmer gemietet hatte: eins, um darin zu wohnen, und die anderen, um die Ruhe einzuschließen.“

Aber Soupault hat nicht allein Proust gekannt, er kannte André Breton, Louis Aragon, Eric Satie, James Joyce, Marc Chagall. Mit Breton hat er das Buch „Die magnetischen Felder“ geschrieben, den ersten surrealistischen Text. Und er schrieb den bizarren Kriminalroman „Die letzten Nächte von Paris“, wobei das Wort Kriminalroman in die Irre führt. Eher handelt es sich um eine poetische Fantasmagorie. Ich musste übrigens, als ich einige seiner Bücher las, an Woody Allens Film „Midnight in Paris“ denken. Es war eine große Zeit, und ich verweile bei diesem Thema etwas länger, weil der Wunderhorn Verlag an diese Zeit erinnert und weil er darüber hinaus einen großen Sinn für die französische Kultur hat. Er hat ja außerdem Philippe Sollers veröffentlicht, etwa dessen erstaunliche, glanzvolle Biografie des Mannes, auf den der Louvre zurückgeht, die Biografie von Vivant Denon. Nicht zu vergessen diesen seltsamen karibischen Heiligen Edouard Glissant und sein abenteuerliches Projekt der Reisen zu Inseln, die man nur mit dem Schiff erreichen kann. Lesen Sie sein fantastisches Buch über die Osterinsel „Das magnetische Land“.

Wenn ich mir die Liste der Autoren des Verlags anschau, eine wahrhaft grandiose Liste, wenn ich die beeindruckende Reihe der Fotobände und Ausstellungskataloge sehe, wenn ich weiterhin lese, dass der Verlag mehr als 350 Titel veröffentlicht hat, von denen alle noch lieferbar sind, dann muss ich feststellen: Es handelt sich beim Wunderhorn Verlag keineswegs um einen aparten Kleinverlag, der Schatzgräberei betreibt. Nein, es handelt sich wahrhaftig um einen Großverlag. Und ich frage mich, weshalb die Kurt Wolff Stiftung dazu kommt, einen Konzern auszuzeichnen – wenn auch keinen ökonomisch mächtigen, so doch geistesmächtigen Konzern. Ist das in Ordnung?

Nach reiflicher Überlegung komme ich zu dem Schluss: Ja, es ist in Ordnung, es ist gut so. Denn wir wissen leider, dass die Macht des Geistes, die Macht der Bücher auf zuweilen ärgerliche Weise von so fürchterlich banalen Dingen wie Vertrieb, Umsatz und Rendite abhängt. Und das Verlegen guter Bücher allein führt nicht selten in den Untergang. Wie der Verlag es schafft, gute Bücher zu machen und dennoch nicht unterzugehen, das bleibt sein schönes Geheimnis. Die großen Geister der Romantik, der französischen Dichter und der deutschen Poeten, die er um sich versammelt, umgeben ihn offenbar mit der Aura der Unzerstörbarkeit. Dass sie noch lange anhalte, das wünsche ich Manfred Metzner und den Seinen von ganzem Herzen und gratuliere zum Kurt Wolff Preis.